



Predigt vom 4. November 2018 zum Reformationssonntag in der Stadtkirche Aarau

Text: Galater 5,1-6

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit! Steht also fest und lasst euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft einspannen. Seht, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden lasst, wird Christus euch nichts nützen. Ich bezeuge nochmals jedem Menschen, der sich beschneiden lässt, dass er verpflichtet ist, alles, was das Gesetz verlangt, zu tun. Ihr, die ihr im Gesetz Gerechtigkeit finden wollt, habt euch von Christus losgesagt, aus der Gnade seid ihr herausgefallen! Denn im Geist und aus Glauben warten wir auf die Erfüllung unserer Hoffnung: die Gerechtigkeit. In Christus Jesus gilt ja weder Beschnittensein noch Unbeschnittensein, sondern allein der Glaube, der sich durch die Liebe als wirksam erweist.“

Liebe Gemeinde

Plötzlich verwandeln sich alle in Nashörner. Alle. Und diese Verwandlung geht rasend schnell. Am Anfang ist es nur ein Einzelfall. Ein einzelnes Nashorn rennt über den Kirchplatz der Stadt. Das sorgt für Aufregung und für Aufsehen. Aber schon bald kommt ein zweites. Zertrampelt kurzerhand das Büsi einer Hausfrau. So etwas kann passieren. Ein Nashorn ist gross. Und eine Katze klein. Und dann kommen immer mehr Nashörner. Die Herde wird grösser und grösser. Immer mehr Menschen legen sich eine dicke graue Haut zu. Verwandeln sich in ein Nashorn. Stampfen mit der Masse. Werden zu Herdentieren, die alles kurz und klein schlagen, was ihnen im Weg steht. Und nur einer bleibt übrig. Einer macht nicht mit. Einer weigert sich, Nashorn zu werden. Zwar ist auch er hin- und hergerissen. Spürt manchmal auch er den Wunsch, sich anzuschliessen und so zu sein, wie alle anderen. Aber dann widersteht er. „Ich bin der letzte Mensch.“ Sagt er. „Ich werde es bleiben, bis zum Ende. Ich kapituliere nicht.“

„Die Nashörner“ heisst das Theaterstück von Eugene Ionesco. 1959 wurde es zum ersten Mal aufgeführt. Also vor genau 59 Jahren. In Düsseldorf. Am

Reformationstag notabene. Ist dies ein blosser Zufall? Oder besteht hier am Ende so etwas wie ein innerer Zusammenhang?

Ionesco ist ein Vertreter des absurden Theaters. Und da geht nicht immer alles fein säuberlich auf. Da gibt es unlogische Szenen, absurde Handlungen, Dialoge, die keinen Sinn ergeben. Manchmal ist das derart komisch, dass man lauthals lachen muss. Und manchmal bleibt einem das Lachen im Hals stecken. Denn bei aller Absurdität ahnt man letztlich doch: Das Nashorn ist eine Metapher für menschliches Verhalten. Und das Stück von Ionesco macht deutlich, wie schnell Menschen bereit sind, sich anzupassen, wenn es ihnen nützlich erscheint. Wenn sie den Eindruck haben, es bringe etwas. Oder sie passen sich an aus purer Bequemlichkeit. Und gehen den Weg des geringsten Widerstandes. Der Haken ist nur: Der Weg des geringsten Widerstandes führt selten in die Freiheit. Und der Preis, den man für die Bequemlichkeit bezahlt, kann absurd hoch sein.

„Zur Freiheit hat Christus uns befreit.“ Sagt Paulus. „Steht also fest und lasst euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft einspannen.“ Seine Worte haben etwas Dringliches. Äusserst vehement tritt Paulus an dieser Stelle auf. Fast so, als müsste auch *er* gegen eine Herde von Nashörnern ankämpfen. Paulus kämpft hier zwar nicht gegen totalitäre Regimes, wie das die Metapher von Ionesco einem vermuten lassen könnte. Aber auch beim Paulus geht es letztlich um die Frage, wie weit man sich anpassen und in ein System einfügen soll.

Konkret geht es um die Frage der Beschneidung. Um die Frage, ob sich die Christen von damals beschneiden lassen sollen oder nicht. Ob sich also auch jene Christen, die nicht aus dem jüdischen Kulturkreis stammen, sich diesem Brauch unterziehen und dieser Tradition unterordnen sollen. Zugegeben: Auf den ersten Blick strotzt diese Frage nicht gerade vor Aktualität. Für uns hat sie sich längst erledigt. Und wenn wir ehrlich sind, können wir nicht wirklich nachvollziehen, weshalb man sich über eine solche Frage überhaupt derart ereifern kann. Sie hat etwas Abgehobenes und etwas Elitäres. So jedenfalls kommt es uns vor.

Aber es geht hier eben nicht nur um ein blosses Ritual als solches. Es geht hier nicht um eine rein theologische Spitzfindigkeit. Nein, mit dem Ritual der Beschneidung waren damals auch handfeste Privilegien verbunden. Im römischen Reich genossen die Anhänger der jüdischen Religion einen gewissen Schutz. Aber diesen Schutz konnte nur geltend machen, wer die jüdischen Bräuche auch praktizierte. Und dazu gehörte eben auch die Beschneidung. Und weil die ersten Christen damals lange noch als jüdische Splittergruppe wahrgenommen wurden, war für sie die Beschneidung durchaus eine Option und schon fast naheliegend.

Aber manchmal gleicht gerade das Naheliegende einer Zwangsjacke, die einem viel zu fest einschnürt und die Luft zum Atmen nimmt. Für Paulus ist die Beschneidung deshalb keine Option, sondern ein fauler Kompromiss. Weil man sich so dem jüdischen Gesetz unterwirft und der römischen Herrschaft. Beides kommt für Paulus nicht in Frage. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit. Steht also fest und lasst euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft einspannen!“ Sagt er.

Und er versucht klarzumachen: Wer sich beschneiden lässt, der muss dann auch das ganze Gesetz einhalten. Der muss all diesen religiösen Vorschriften genügen. Und wo ich genügen muss, wo ich etwas erfüllen muss, da gerate ich unweigerlich unter Druck. Da bin ich nicht mehr frei. Da hängt letztlich alles an mir. Und ich bin ganz auf mich selbst zurückgeworfen. Das hat etwas Unbarmherziges und etwas Unerbittliches. Paulus weiss, wovon er spricht. Lange genug war er selbst ein blinder Eiferer ohne Wenn und Aber. Und erst recht ohne Pardon.

Bis Christus ihm die Augen öffnete. Bis er erkannte: Wir können nicht selbst ganz werden. Das ist eine Illusion. Eine enorme Selbstüberschätzung. Wir können nicht selbst ganz werden. Da hilft alle Selbstoptimierung nichts. Wir können es deshalb nicht, weil uns das Wesentliche geschenkt wird: Liebe, Freundschaft, Trost und ja: sogar auch die Freiheit. Denn wirkliche Freiheit macht nicht von allem und jedem unabhängig und ungebunden. Wirkliche Freiheit schafft Verbindung. Verbindung zu Gott und Verbindung untereinander. Wirkliche Freiheit hilft mir, mich mit mir selbst zu versöhnen, damit ich mich nicht nur um mich selber drehe, sondern frei werde für andere. Wir können nicht selbst ganz werden. Und Erfüllung lässt sich nicht selber machen. Erfüllung kann man nur empfangen:

„Denn im Geist und aus Glauben warten wir auf die Erfüllung unserer Hoffnung: die Gerechtigkeit.“ Sagt Paulus. Ein steiler Satz und ein missverständlicher. Was heisst: Wir warten auf die Erfüllung unserer Hoffnung? Und was heisst: Wir warten auf die Gerechtigkeit? Können wir da nicht lange Warten? Bis zum Sanktimmerleinstag? Warten auf Godot? Wenn uns die Nashörner nicht vorher schon überrannt haben.

„Denn im Geist und aus Glauben warten wir auf die Erfüllung unserer Hoffnung: die Gerechtigkeit.“ Aber es geht hier nicht um ein passives, abwartendes Warten. Ganz im Gegenteil. Vielmehr geht es hier um eine Erwartung. Und um eine Sehnsucht. Um eine Sehnsucht, die uns in Bewegung setzt. Im Geist und aus Glauben. Und deshalb bringt Paulus hier die Hoffnung ins Spiel.

Die Hoffnung weist über die Gegenwart hinaus. Denn wie häufig lassen wir uns von der Gegenwart gefangen nehmen. Wie häufig lassen wir uns von der Realität lähmen. Setzen sie geradezu absolut. Als Gottgegeben. Wie häufig laufen wir Gefahr zu resignieren. Die Hoffnung befreit aus einer Gegenwart, die lähmt. Sie eröffnet so einen Raum, in dem die Liebe wirksam werden kann. Und wo die Liebe wirksam wird, werden Äusserlichkeiten zweitrangig. Äusserliche Gebote verlieren ihre Wichtigkeit. „In Christus Jesus gilt ja weder Beschnittensein noch Unbeschnittensein, sondern allein der Glaube, der sich durch die Liebe als wirksam erweist.“

Die Hoffnung befreit aus einer Gegenwart, die lähmt. Viele biblische Geschichten machen genau diese Hoffnung zum Thema. Aber sie begnügen sich nicht einfach damit eine Gegenwelt oder gar eine Schweinwelt zur Realität aufzubauen. Das charakteristische an den biblischen Hoffnungsgeschichten ist, dass sie erzählen, wie sich die Menschen der Realität gestellt haben. Wie sie oft auch darunter gelitten und sie ausgehalten haben. Aber sie haben sie nie als letztgültige Wirklichkeit akzeptiert. Das ist so etwas wie die eigentliche Pointe der biblischen Hoffnungsgeschichten.

Nichts anderes haben die Reformatoren gemacht: Ihr Bewegung war eine Auseinandersetzung mit der Realität. Sie haben sich ihr gestellt. Sich gegen sie aufgelehnt. Sie versuchten, zu reformieren, Sachen zum Guten zu wenden. Und ja: Sie machten dabei immer wieder grössere und kleinere Fehler. Engagement geht häufig nicht ohne Schuld. Aber in etwas blieben sie standhaft: Sie weigerten sich, die Realität als letztgültige Wirklichkeit zu akzeptieren. Vielmehr haben sie auf Christus verwiesen. „Solus Christus“ (allein Christus) ist ja einer der zentralen reformatorischen Grundsätze.

Interessanterweise sagt Eugene Ionesco ganz etwas Ähnliches. Auf die Frage, ob Gott existiert, sagt er: Gott existiert nicht. Gott ist. Aber Zugang haben wir zu ihm nur durch Jesus Christus. Und weiter: „Gott ist in unserer Reichweite, weil er Mensch geworden ist.“

Für mich macht gerade das Gott glaubwürdig: Dass Gott uns nahe ist, sich auf unsere Reichweite einlässt. Dass er mit uns nicht nur die hellen Seiten des Lebens teilt, sondern auch dort präsent ist, wo das Leben nicht fein säuberlich aufgeht. Wo Fragen unbeantwortet bleiben. Ja, wo das Dasein uns manchmal absurd erscheint. „Gott ist in unserer Reichweite, weil er Mensch geworden ist.“ Er teilt mit uns die Realität. Und steht gleichzeitig ein für eine andere Wirklichkeit: Für die Hoffnung und die Liebe und dafür, dass das Leben stärker ist als der Tod. All das zeigt: Glaube hat nichts mit Weltflucht zu tun. Ganz im Gegenteil!

Und damit wären wir wieder beim Theaterstück „Die Nashörner“ von Ionesco. Eigentlich tut Ionesco am Nashorn ja unrecht. Das Nashorn ist keineswegs ein trampelwütiges Herdentier, wie es in seinem Theaterstück dargestellt wird. Das Nashorn ist mehr Einzelgänger. Vielleicht wäre *diese* Metapher für unsere heutige Zeit sogar passender und aktueller. Oder besteht nicht gerade heute die Gefahr der Vereinzelung und der Vereinsamung? Dass jeder nur für sich schaut und alles andere ist ihm egal? Dass wir uns eine dicke graue Haut zulegen, die uns möglichst unverletzlich macht. Unverwundbar. Aber eben auch gleichgültig. Wenn etwas diese „Nashornitis“ aufhalten kann, dann ist es Engagement und Liebe. „Ich kapituliere nicht!“ Sagt der Protagonist im Stück von Ionesco. „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“ Soll Martin Luther gesagt haben. Und was sagen wir?

Amen.